

Abälard (1079 - 1142):

## Probleme mit den Kirchenvätern

„Extra Ecclesiam nulla salus!“ – Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil. Immer und immer wieder betont Rom diesen Anspruch im 11. Jahrhundert. Aus gutem Grund, denn die Kreuzzüge, vom Papst und einen hörigen weltlichen Herrschern inszeniert, bringen nicht nur die Menschen, sondern auch ihr Denken und ihr Fühlen in Bewegung. Der Orient hat eine entsittlichende Wirkung auf die Kreuzfahrer mit den vielfältigen Genüssen samt Sklavinnenwesen, mit Harems, mit Schenken und zweifelhaften Herbergen. Pilgerberichte hallen wider von bitteren Klagen über Unzucht im Heiligen Land. Kaum sind die Kreuzritter – vom ausbleibenden Erfolg ihrer Mission enttäuscht – zurück, da wird ihre religiöse Begeisterung umgelenkt: Statt Heiden schlagen sie nun den Albigensern auf den Kopf oder wenden sich im Namen Roms gegen den Kaiser.

Doch die Kreuzfahrer bringen viel mehr mit als nur Geschlechtskrankheiten: Sie haben die alte arabische Kultur der Kalifenreiche kennengelernt und begierig in sich aufgesogen und vermischen sie nun mit abendländischen Denken. Die abendländische Wissenschaft kommt zu nie gekannter Blüte, und die Befruchtung des abendländischen Denkens mit dem Wissen des Orients hat bewirkt, daß das 13. Jahrhundert als Krone des Mittelalters, eben das Hochmittelalter, gilt.

Arabische Medizin kommt nach Europa, Baumwolle und Seide, Haushalts- und Einrichtungsgegenstände wechseln den Einsatzort, durch arabische Musikinstrumente bekommt Europa einen neuen Klang. Das arabische Zahlensystem löst das römische ab und ermöglicht ganz neue mathematische Methoden. Über den Orient kommt auch das Papier nach Europa, eigentlich eine chinesische Erfindung. Der vergrößerte Handel bedingt Geldwirtschaft. Die bis dahin übliche Naturalwirtschaft des Frühmittelalters wird in Geldwirtschaft umgestaltet.

Die Kirche erstarkt durch die Kreuzzüge zunächst: Der Papst ist in der Lage, Tausende von Kämpfern für seine Ziele zu mobilisieren. Daß sich der Papst gegen die Staufer durchsetzen kann, verdankt er nicht zuletzt der Kreuzzugsbewegung, und die straffe Organisation der Ritterorden bedeutet gleichfalls eine Stärkung seiner Position. Die Sache rechnet sich auch für die Kurie, denn Kreuzfahrer sind es, denen erstmals der sogenannte Plenarablaß massenweise gegen Bares bewilligt wird. Im Spätmittelalter wird diese Einnahmequelle bis zur Perversion ausgebaut. Eine Fülle von Andenken und Reliquien wird mitgebracht – allein die Kreuzpartikel aus Palästina machen die Holzmenge eines mittleren Waldes aus.

„Schön ist die Welt“, hätten die wackeren Kreuzfahrer wohl nach ihrer Rückkehr gesungen, wenn es dieses Lied schon gegeben hätte. Der Papst war sozusagen der erste größere Reiseveranstalter, und die militanten „Pauschalreisen“ zeigen den Teilnehmern, wie groß und schön diese Welt sein kann. Man lernt auch andere Menschen schätzen – selbst wenn sie Heiden und Feinde sind: Die Türken sind tapfere Krieger, die Araber Menschen von hoher Kultur mit hohem religiösem und moralischem Anspruch. Der Respekt vor anderen Kulturen führt zum Gedanken der Duldung, zur Toleranz. Die neue Kultur, die dort im Orient entsteht, entzieht sich – wie später Lessing in seinem Drama „Nathan der Weise“ schildern wird – dem kirchlichen Zugriff. Die Kirche büßt einen Teil ihrer Allgemeingeltung ein, im Kleinen keimt der Gedanke des Weltbürgertums, der Internationalität.

„Gott will es“, hatten die Päpste den Kreuzfahrern immer wieder zugerufen und sich selbst an die Spitze der Bewegung gesetzt. In kindlichem Vertrauen waren die Gläubigen diesem Ruf gefolgt,

und mit kindlicher Naivität machen sie nach dem Mißlingen ihrer Mission ihre Führer verantwortlich: Ist der Gott Mohammeds vielleicht doch stärker als der Gott der Päpste?

Das neue Fragen nach Gott und seiner Gerechtigkeit löst neue Gedanken im Abendland aus, denn die bisherigen Antworten reichen nicht mehr aus. Die altkirchlichen Auseinandersetzungen, beispielsweise um die Dreieinigkeit, haben sich in Germanien bis zur Zeit Karls des Großen fortgesetzt. Doch schon zu seiner Regierungszeit reifen die Germanen – pardon: wir sollten jetzt doch lieber von Franken sprechen – zu einer gewissen Eigenständigkeit in Philosophie und Theologie heran.

Da lehrt der Sachse Gottschalk beispielsweise die doppelte Prädestination, nämlich eine Vorbestimmung gleichermaßen zum Leben und zum Tode. Er tritt damit in Gegensatz zu Hrabanus Maurus, dem mächtigen Erzbischof von Mainz, der zugleich einer der führenden Theologen und Philosophen seiner Zeit ist, und zu Hinkmar von Reims, der sogar Gewalt gegen die Gottschalks Lehre einsetzt. Aber auch auf Gottschalks Seite sind hochkarätige Theologen getreten.

Streit gibt es zwischen Gottschalk und Hinkmar auch bezüglich der Trinität: Gottschalk spricht nämlich von der „Trina deitas“, der Dreiheit Gottes. Unter Verweis auf den alten Hymnus „Gloria tibi trinitas aequalis una deitas“ beanstandet Hinkmar diese Gedanken.

Die Natur der Seele ist ein weiterer großer Streitpunkt unter Theologen: Wird die Seele eines Neugeborenen von Gott neu geschaffen – der sogenannte Kreatianismus, den die Ostkirche vertritt, nimmt das an –, oder wird die Seele von den Eltern mit übertragen, wie die Traduzianer dies behaupten. Gottschalk neigt zu letzterer Antwort.

In dieser Zeit kommt auch die Jungfräulichkeit der Marie ins Gespräch. Die beiden Mönche Radbertus und Ratramnus leben in Corbie und liefern sich einen heftigen und viel beobachteten Disput über dieser Frage. Ratramnus nimmt einen natürlichen Geburtsakt an und gesteht der Maria folglich die Jungfrauenschaft nur als vorgeburtliches Prädikat zu. Radbertus aber lehrt, daß das jungfräuliche Zeichen Marias auch bei der Geburt unversehrt geblieben sei. Das hat natürlich Auswirkungen für ihn auf die Marienverehrung: Nach der Geburt Jesu kann man sie schlecht als Jungfrau anbeten, wenn sie keine mehr ist.

Die beiden Streithähne in Corbie sind sich aber auch in einer viel entscheidenderen Frage nicht einig: Ratramnus vertritt mit Gottschalk vertreten die symbolische Auffassung des Augustin, daß nämlich Brot und Wein Leib und Blut Christi bedeuteten. Radbertus lehrt eine echte Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut, wie sie bis heute die katholische Kirche lehrt.

Mit Johannes Erigena, auch Johannes Scotus genannt, meldet sich der erste Denker zu Wort, der nicht nur Einzelprobleme zu lösen versucht, sondern sozusagen aus der Theologie eine Weltsicht entwickelt. In seinem Hauptwerk „De divisione naturae“ – über die Entfaltung der Natur – entwickelt er folgenden Gedankengang: Die All-Einheit Gottes ist ein prädikatloses Sein und bestimmt sich selbst zur Vielheit. Gott wird so zur „natura creatrix non creata“ – zur selbst nicht geschaffenen schöpferischen Natur. So schafft Gott zuerst die Ideenwelt, die „natura creatrix creata“ – die geschaffene, aber zugleich schöpferische Natur. Durch ihre Vermittlung erst entsteht dann die sinnliche Welt, die „natura non creans creata“ – die nicht schaffende geschaffene Welt. Aus der Sinnlichkeit – im Sinne von Erfahrbarkeit – steigt dann die Welt mit Hilfe Christi wieder auf zu Gott als dem Ziel aller Dinge, der nun freilich von einer anderen Seite gezeigt wird: als „natura nun creans non creata“ – als die nicht geschaffene und auch nicht schaffende Natur. Philosophie und Theologie sind hier zu einem einzigen geschlossenem System vereint – eine gewaltige intellektuelle Leistung.

Hier ist der Anspruch des Sokrates erfüllt: Wissenschaft müsse sich in klaren Begriffen äußern. Aber wie ist das Verhältnis zwischen Begriff und Wirklichkeit? Kann man mit rein begrifflichem und logischen Denken die volle Wirklichkeit erfassen?

All diese eben vorgestellten Denker denken platonisch: Die Universalien, die Gattungsbegriffe, entsprechen den platonischen Ideen, und ihnen allein kommt Wirklichkeit zu. Sie erzeugen aus sich selbst heraus das Besondere, den Einzelfall, das, was Platon selbst „Eidola“ – Trugbilder – nennt. Gott ist die oberste Idee, das „Summum bonum“, der eigentliche Vollsinn. Die Entfernung von ihm in Richtung Welt bedeutet die Abnahme des Guten, und deshalb ist die Welt so sagenhaft schlecht. Die platonische Kausalkette von einem bedingenden obersten Grund alles Seins wird auf diese Weise auch zur Werteskala. Bedeutendster Vertreter dieser Denkweise im Mittelalter ist Anselm von Canterbury.

Seine Gedanken und die seiner Vorgänger, aber auch die der Kirchenväter hat Abälard wohl bedacht, als er in Paris eine andere Lehre proklamiert, die von der Nachwelt Konzeptualismus genannt wird: Der Begriff existiert ante res – vor der Sache – in Gott als *conceptus mentis* – als geistiger Begriff. Er ist in rebus – in den Dingen – als Gleichung der sie charakterisierenden Eigenschaften bei den Individuen, und er ist „post rebus“ – nämlich später als die Dinge – im menschlichen Verstand, da dieser nur durch Abstraktion zu den Begriffen finden kann. Undeutlich bleibt bei diesem erkenntnistheoretischen Ansatz, wo und wie den Begriffen reale Wirklichkeit zukommt.

Abälard wird im Jahr 1079 in Le Palet bei Nantes geboren. Sein Vater ist Ritter und entstammt einer gebildeten bretonischen Familie. Abälard lauscht den besten Lehrern seiner Zeit – und tritt zu allen in leidenschaftlichen Widerspruch. Er kann die auf die Theologie übertragene platonische Ideenlehre nicht mehr hören, denn sie läßt das Kräftespiel der Dialektik nicht zu. Genau diese Dialektik setzt er aber in seinen Werken „*Dialectica*“ und „*Sic et non*“ – ja und nein – mit einer Gegenüberstellung widersprüchlicher Ansichten der Kirchenväter ein.

Seine *Quaestiones* – Fragen – zu divergierenden und widersprüchlichen Aussagen in Bibel, Kirchenväterlehre und Konzilsbeschlüssen stellt er in Gruppen: Fragen über den Glauben, über die Sakramente, über die Liebe. Antworten gibt dieser Lehrer nicht, sondern empfiehlt Verfahrensregeln, um Antworten zu finden: vergleichende Untersuchung, Quellenstudium, Überprüfung der Autorenschaft, Einordnung der Aussagen in den historischen Kontext. In Streitfragen solle nicht irgendeine frühere Schrift, sondern die Bibel selbst entscheiden.

Die Methode an sich ist nicht neu: Schon Augustin hat sie benutzt, Gregor I. geschätzt und der Jurist Ivo, zugleich Bischof von Chartres zu Abälards Zeiten, hat sie zur Grundlage seiner Forschungen gemacht. Aber als einziger springt Abälard in seiner Denkweise stets zwischen Theologie und Philosophie hin und her. In seinem Denken geht es allerdings noch nicht um die Kluft zwischen Glauben und Denken, mit der Nachgeborene wie Descartes, Leibnitz, Kant und Nachfolger ihren Kummer haben sollen. Nein, es geht darum, aus der Vielfalt der schriftlichen Überlieferung glaubwürdige Texte herauszufinden. In der Person Christus findet er die „*Veritas ipsa*“ - die Wahrheit höchstselbst.

Trotzdem darf der Verstand nicht ausgeschaltet werden in Glaubensdingen, zeigt sein zweites wichtiges Werk, die „*Theologia Christiana*“. Darin trägt der Autor rationale Analogien und Argumente zusammen, um die Einheit des Wesens Gottes in der Dreiheit der Personen zu erklären. Das Problem des Arius ist also viele hundert Jahre nach seinem Tod noch immer nicht endgültig gelöst. Vater, Sohn und Heiliger Geist bekommen Attribute: Allmacht, Weisheit und Güte der

Schöpfung gegenüber. Diese Attribute stehen zueinander in derselben Beziehung wie die Personen selbst und sind dem Verstande eher zugänglich als die Personen selbst. Abälard wird angefeindet bezüglich seiner Gedanken, unter anderem von Bernhard von Clairvaux, dem großen Theologen und Vater der Mönche. So ändert Abälard je nach Gegner die Art seiner Argumentation. Etwa 20 Handschriften seiner „Theologia“ sind bekannt – mit wechselnden philosophischen Standpunkten. Trotzdem wird seine Schrift gleich zweimal verurteilt und verbrannt: auf dem Konzil zu Soissons (1121) und auf dem Konzil zu Sens (1140).

Der „Dialogus inter Philosophum, Iudaeum et Christianum“, ein Gespräch zwischen einem Philosophen, einem Juden und einem Christen ist die Antwort auf den Beschluß des Konzils zu Soissons. Mit ihrer Kritik hätten ihn seine Gegner erst richtig gestärkt und berühmt gemacht, sagt Abälard von sich selbst. Wahrscheinlich hat er diesen Dialog auf dem „Paraklet“ bei Troyes geschrieben, wo er mit seinen Schülern eine eigene Bildungsstätte gegründet hat. Forschendes Suchen und vergleichendes Prüfen sollen wie im „Sic et non“ das Autoritätsargument ablösen.

Abälard entwirft hier eine Traumvision, wie sie später von Lessing in der Ringparabel verdichtet wird. Drei idealtypische Gestalten ringen um die Frage, welche Religion der von Gott stammenden Vernunft am nächsten kommt. Der Philosoph verweist auf das natürliche Gesetz, Jude und Christ berufen sich auf ihre Schriften, finden in Abälard selbst einen überparteilichen Schiedsrichter, der bisweilen behutsam in die Diskussion eingreift - nicht urteilend, sondern h"rend.

Zwei Zwiegespräche sind in dem Werk enthalten, denn beide Religionen haben sich gegenüber dem Philosophen zu verantworten. Die Vernunft gibt den Teilnehmern die gemeinsame Gesprächsbasis jenseits aller Autoritäts-Argumente:

Der Jude betont das Liebesgebot, das er von Gott selbst empfangen habe. Der Philosoph nickt dazu, sieht es allerdings schon im Naturgesetz begründet und kritisiert das Judentum als sklavisch buchstabentreu, als partikularistisch, dem bloßen Brauchtum verpflichtet und ohne geistige Basis. Der mittelalterliche Hauptvorwurf gegen die Juden, sie hätten schließlich Christus getötet, spielt in dieser Auseinandersetzung keine Rolle.

Philosoph und Christ suchen im zweiten Gespräch den Horizont nach dem höchsten Gut und dem höchsten Übel ab sowie nach Möglichkeiten, das eine zu erlangen und das andere zu meiden. Ethik ist ihre gemeinsame Gesprächsbasis. Tugend und Laster spielen für den Philosophen die tragende Rolle, während der Christ sich gegenüber heidnischer Moral abzuheben versucht. Seine uneigennützigte Gottesliebe sei mit dem Naturgesetz des Philosophen identisch und erfülle im übrigen das mosaische Gesetz des Juden. Abälard zeigt, wie für ihn natürliche Moral in christlichen Glauben übergeht. Philosophie und Religion schließen sich für ihn nicht aus, sondern bedingen einander.

Das ist für die Kirche eine unzulässige Vermischung zwischen göttlicher und weltlicher Vernunft, das ist häretisch! Trotz vieler Anfeindungen nimmt der streitbare Theologe diese Gedanken 15 Jahre später noch einmal auf – in seiner „Ethica“. „Erkenne dich selbst“ – das Schlagwort des Sokrates – wird hier als Aufforderung zur Sündenerkenntnis umgenutzt. Sünde findet für Abälard statt, indem „wir etwas für Gott nicht tun, was wir für ihn tun zu sollen glauben“. Sünde ist nach Abälard wie schon bei Augustin keine eigene Substanz, sondern ein Defizit eigenen Wollens. Daraus folgt nun aber, daß Erbsünde keine eigene Schuld ist, aber auch, daß gute Werke die Schuld nicht mindern können. Dieser Gedanke würde den gerade boomenden Ablasshandel in Gefahr bringen. Versöhnliches bringt dieser Gedanke nicht mit der katholischen Kirche, sondern für Juden und Heiden: Die Juden haben nicht gesündigt, als sie Christus kreuzigten, und die Heiden nicht, als

sie die Christen verfolgten. Sie hätten aber gesündigt, wenn sie ihre Opfer gegen ihr eigenes Gewissen verschont hätten. Denn nach Abälard „gibt es nur Sünde gegen das Gewissen“.

Gewissen: Das hat für Abälard eine ganz besondere Rolle gespielt. Die Autoritäten der Kirche erkennt er nicht an und die Grenzen, die sie seinem Leben setzen. So beginnt das Martyrium des Abälard mit seiner großen Liebe zu Heloise, die Tochter des Pariser Kanonikus Fulbert. Das ist nun etwas ganz Fürchterliches, daß sich ein verirrter Kirchenmann verliebt. Abälards Liebe zu seiner gleichermaßen gelehrigen wie schönen Schülerin bleibt nicht ohne Folgen. Fulbert erfährt erst davon, als Heloise schwanger ist, ersinnt die fürchterlichste Rache, die sich für Mann denken läßt.

Als der gemeinsame Sohn Astrolabius geboren ist, heiraten Abälard und Heloise, wollen ihre Ehe jedoch zugunsten der theologischen Karriere Abälards geheimhalten. Fulbert kann das nicht einsehen, betrachtet das als Kränkung seiner Nichte – und läßt Abälard von bestellten Gewalttätern entmannen.

Heloise geht daraufhin in ein Kloster, Abälard in eine Abtei. Dort legt er sich in seiner Schrift „De Trinitate“ mit der Synode von Soissons quer, wird als Häretiker verurteilt, verläßt daraufhin die Abtei und baut in der Nähe von Troyes das Paracletum, einen eigenen Konvent.

Als die Repressalien seiner Gegner erdrückend werden, nimmt er die Berufung zum Abt des Klosters St.-Gilda zu Rhuys an, wo er sich aber auch schnell unbeliebt macht. Er geißelt die Lauheit der Mönche und zieht sich damit ihren unversöhnlichen Haß zu. Fluchtartig verläßt er das Kloster und kehrt ins Paraclet zurück, wohin inzwischen auch Heloise mit ihren Mitschwestern gelangt ist.

Diese Begebenheiten werden in einem Brief geschildert, der an einen Freund gerichtet ist und wohl eher zufällig der Heloise in die Hände fällt. Sie antwortet, beschreibt ihre emotionale Reaktion auf Abälards Geschick, fühlt sich vernachlässigt, trostbedürftig, sei trotz seines Mißgeschicks von großer Liebe zu ihrem Mann erfüllt.

In einem dritten Brief entschuldigt sich Abälard dafür, daß er seine Geliebte so vernachlässigt habe, klagt über sein Leiden und bittet um Gebete für sich. Im vierten Brief stellt Heloise ihre Liebe zu Abälard über die zu Gott und erhält im fünften Brief von Abälard zur Antwort, es gebe überhaupt keinen Grund, ihn zu lieben. Im Brief Nummer sechs verspricht Heloise, künftig auf Erörterungen ihrer Liebe zu Abälard zu verzichten, und bittet um geistlichen Beistand für den Aufbau des Frauenklosters Paracletum. In weiteren Briefen erfüllt Abälard diese Bitte und fügt ein Regularium für das Kloster bei.

Abälard selbst ist also Mönch geworden, Heloise Nonne. Der Spott ist diesem Unglückspaar schon zu Lebzeiten gewiß, und sie klagen darüber. Mönch und Nonne im Bett vereint – Jahrhunderte später reißt man über Martin Luther und Katharina von Bora seine Zoten.

Aber das Thema wird nicht nur in den Schenken verbreitet, es wird auch literarisch verarbeitet. Beispielsweise schreibt Hofmann von Hofmannswaldau in seinen „Heldenbriefen“ über das Paar. Petrarca vertieft sich in sein Schicksal und verdichtet es zu einem Hymnus. Der Dramatiker A. Pope schreibt das Drama „Elisa to Abälard“, und Jean-Jaques Rousseau widmet sich den beiden tragischen Gestalten in „Julie oder Die neue Heloise“ – und regt damit Goethe zu seinem „Werther“ an. Abälard erlebt den Erfolg seines Denkens nicht mehr. Zwar haben ihn seine Schriften schon zu Lebzeiten bekannt gemacht, und auch an seinem Schicksal nimmt die Öffentlichkeit Anteil. Er ist zu bekannt, als daß man es hätte unter den Tisch kehren können.

Der erste Brief mit dem Titel „Historia calamitatum mearum“ ist aber erst im Jahr 1616 veröffentlicht worden – als ergreifender Bericht über Abälards geistiges und akademisches Streben, über die teils von ihm selbst provozierten Behinderungen, über seine Liebe und schließlich über seine Passion.

Es gibt kaum einen Menschen, dem die Kirche in so übler Weise mitgespielt hat, wie diesen mittelalterlichen Denker, der doch nichts anderes wollte, als Religion für das Denken einsichtig zu machen, der zu den Quellen christlichen Glaubens hinführen wollte, die von den Autoritäten der Kirchenväter überdeckt zu werden drohten.

Trotz aller Anfeindungen bleibt Abälard sich selbst treu: Unverrückbar und über alle Zweifel erhaben als Maßstab zur Selbstbeurteilung bleiben für ihn der christliche Glaube und das christliche Sittengesetz. Der Mensch, der in seinen und Heloises Augen die Forderungen christlicher Ethik mit seinem Leben am reinsten erfüllt, ist der heilige Hieronymus. Abälard spürt, wie weit er selbst von solch integrier Lebensführung entfernt ist. Er versucht, Ausmaß und Ursache seiner Fehler zu ergründen. So akzeptiert er sein Leiden als Strafe für seinen geistigen Hochmut. Doch die Strafe – so sagt er – habe ihm Gott nicht nur zur Züchtigung, sondern auch als Auszeichnung auferlegt. Dieses Bekenntnis hat auf die Nachgeborenen eine starke Wirkung gehabt: Eigene Fehlbarkeit im Gegensatz zur Vollkommenheit Gottes zu erkennen und in dieser Einsicht die eigene Person und den eigenen Standpunkt zu erforschen, ist damit zu einem Wesenszug der europäischen Geistesgeschichte geworden und hat maßgeblich dazu beigetragen, dem Toleranzgedanken der Aufklärung den Boden zu bereiten.